

Im warmen Nest.

Roman von E. von Winterfeld-Warnow.

(24. Fortsetzung.)

Sie nahm sich nicht einmal die Zeit, sich nach einer Drofschle umzu- sehen. Sie achtete auch nicht auf ihren Weg in der fremden Stadt.

Hatte sie ihn so energisch zurück- geschoben, daß er sich ihr nicht mehr zu nahen wagte? Sie wußte es nicht.

Wie schrecklich war es, daß sie, ge- rade sie, stets von den Männern be- gehrt wurde! Und was sollte nun werden? Sie konnte doch diesen Mann nie wieder ansehen. Der Edel- hute sie überwältigt.

Dunkel lag das Wasser. Ob sie da hinein sprang? Vorbei war es dann mit allem Leid, aller Not, aller Unruhe ihres Lebens.

Das Wasser leckte und lockte. So dunkel war es, kein Mensch hätte sie hier gesucht. Und hätte sie einer vermisst? ... Doch — Klara! Sie fühlte es plötzlich, daß diese Schwesler sie liebte, daß sie gerade ihr mit solch einem Ende einen willkürlichen, großen Kummer machen würde.

Und Sünde war es, Sünde und Freigebit. Sie wandte sich erschauernd um. Nein, nicht dahinein — nicht in die dunkle Flut; aber fort von hier, so rasch wie möglich!

Wo aber hin in dieser fremden Stadt? Wie sollte sie ihr Hotel finden? Da hörte sie sich näherndes Räder- rollen. Eine leere Drofschle fuhr langsam der Stadt zu.

Gilke rief den Kutscher an, nannte ihr Hotel und stieg ein. Im beglücklichen Jodelsturz fuhr die Drofschle davon. Gilke hätte ihr am liebsten Flügel gewünscht. Endlich hielt sie vor dem Hotel.

Der Portier empfing sie. Herr Nidelsohn habe nach ihr gefragt. „Ich bin für niemand zu sprechen, hören Sie? Für niemand! Und morgen früh mit dem ersten Zug fahre ich ab.“

„Sehr wohl, gnädigste Fräulein!“ Gilke trat in den Lift und ließ sich in der Stodmerk fahren, denn ihre Hüfte trug sie nicht mehr. In ihrem Zimmer drehte sie alle elektrischen Lampen an, schloß und riegelte sorgfältig ab. Sie fühlte sich in der Dunkelheit. Und dann sank sie angelehnt auf ihr Bett. So lag sie, hörte alle Stunden schlagen, bis sie gegen Morgen noch in einem kurzen Halbschlummer fiel.

Dann trug der Zug sie fort von dem schönen Hamburg, das ihr jetzt so verleidet war. Mit dem Engagement wurde es natürlich nichts; sie selbst hätte ja die Fäden durchschnitten.

Und sie fühlte, daß es diesmal für immer war. Einmal flog ihr während der Fahrt der Gedanke an Herbold durch den Sinn. Sollte sie ihm schreiben, sich an ihn wenden, daß er ihr helfe? Vielleicht hätte er schon Einfluß in Weimar.

Aber sie verworf den Gedanken sofort. Auch dieses Bild war nicht ohne Frieden, auch diese Erinnerung war nicht hell und klar. Ein anderes Bild flog vor ihr auf: das Haus des Vaters war es, das ihr mit gehörte, das ihr Heim war, das er auch für sie bestimmt hatte.

Das stille Städtchen Seefeld und darin das alte große Haus in dem düsteren Park und daneben der Kanal und die Zigelei. Und sie sah und hörte das Leben auf den Rädern, die Rufe der Fischer, die Treidel- perden; alles, alles flog vor ihr auf, lodte und winkte. Und hinter all dem stand hell und freundlich Maras' liebes Gesicht, standen Maras' ruhige Augen. Das lodte noch mehr als alles andere. Das war die Heimat — das war das eigene, warme Nest! Und keine flüsterete sie: „Ich komme!“

flüchtiger Luxus geparkt worden, so würde das Unglück vielleicht nie ge- schehen sein, denn die einfachen Kote- ren sind stets eine Gefahr für die Stül- le, in denen viel Heu und Stroh auf- bewahrt wird.

Jetzt erstanden die Grundmauern für das Wohnhaus. Es wurde ein geräumiges, einfaches Landhaus mit allen Neuerungen der Technik, ohne überflüssigen Luxus. Wilhelm sah die Mauern wachsen und stand oft sinnend dabei, wenn so ein Stein auf den anderen geschichtet wurde.

Der Gedanke zog durch seine Seele: Wird jetzt das Glück in diesen Mauern wohnen? Wird es anders werden als bisher? Er hatte die feste Hoffnung, daß es so kommen würde. Seine Frau hatte sich verän- dert in diesen Wintermonaten. Maras' Beifall hatte mehr gewirkt als viele Worte. Und wenn die alte Lust zur Tätigkeit wieder über- alle kommen wollte, wenn Unruhe und Unruhe und Sehnsucht nach Glanz und Luxus durch ihre Seele gingen, dann genigte oft ein Blick auf das Tochterchen, das jetzt lang- sam, langsam wieder gehen lernte, um die Wille auf Frau Broch- manns Stirn zu zerstreuen.

Eise konnte wieder gehen; aber die Hüfte bog sich bei jedem Schritt. Das traurige Wort „Hüftlahm“ war nicht zu verschweigen. Es war und blieb eine schwere Mahnung für die eitle Mutter — aber auch eine wirksame. Wäre Eise ungeduldig, unfreundlich, un- glücklich gewesen, so hätte es wohl Eva bitter gemacht. Aber das lie- benswürdige Kind sprach gleichsam eine Predigt ohne Worte, und Frau Eva verstand diese Predigt. Sie fühlte, daß sie jetzt ihrem Kinde nur stets die liebevolle Mutter sein durfte, um es zu entschädigen für so manches, was das Leben ihm vor- enthalten würde.

Sie jetzt empfand Eise noch keine Enttäuschung, bis jetzt war sie stets glücklich und zufrieden, und Maras' ganzes Bestreben war, ihr durch einen Ausblick auf ihren künftigen Beruf einen festen Halt für das Leben zu geben.

Sie sagte ihr, daß sie es sei, die später die Zigelei übernehmen sollte. „Seit Gertrud mit untreu ge- worden ist, habe ich keine Nachfol- gerin mehr, und Großvaters Wert darf doch nicht in andere Hände kommen. Dann wird Eise Broch- manns Bestirner der Zigelei und des Hauses, und dann kommen alle zu dir, und du wirst ihnen ein Heim geben, wenn Tante Klara schon tot ist. Nicht wahr, Eise?“

„Ja, Tante Klara,“ sagte die Kleine ernsthaft. „Aber erst muß die ganz schrecklich alt werden; denn ich mag nicht, daß du sagst: „Wenn Tante Klara tot ist.““

„Nun, also gut, dann lesen wir beide hier zusammen, und du bist meine Stütze und meine Hilfe, wie es Gertrud sein sollte, die böse Gertrud, die nur noch an ihren Doktor denkt. Ist dir's so recht, Eise?“

„Ja, es muß schön sein!“ Klara dachte es auch oft, wenn sie das überbordende Glückgefühl ihres lie- benden Trubelens sah. Schön mußte es sein! Vielleicht hätte auch sie dazu gepaßt, einen Mann zu be- glücken.

Aber sie war ja nie hübsch gewe- sen, und sie hatte früher nicht ver- standen, ihre wahre Natur zu zeig- en. Sie war als junges Ding stets schüchtern und ängstlich gewesen. Sie war erst aus sich herausgegangen, seit sie mit der Zigelei die große Verantwortung auf sich ruhen fühlte. Da wurde sie selbstbewußter und sicherer, und nun war sie der Pol, um den sich alles drehte.

Und sie streich mit der Hand über die Augen, als wüßte sie eine Trü- bung fort. „Nein, so war's am besten! Und dem Vater dankte sie das alles, dem treuergebenden, teuren Vater, der nun schon so lange in der kühlen Erde schlief.“

Und bei aller Befriedigung — Sorgen blieben ihr ja doch noch ge- nug. Schon allein wegen Eise und Henning, die den Hochflug zur Sonne machen wollten. Beide waren und blieben für sie die Sorgenkinder. Henning konnte das Schuldenmachen nicht lassen. Vielleicht wurde es besser, wenn er nun bald eine ei- gene Verantwortung tragen würde; vielleicht oder wurde es dann auch recht ganz schlimm.

Und Eise? Gilke hatte geschrieben. Klara trug den Brief nun schon zwei Ta- ge lang in der Kleidertasche mit sich herum. Er lautete: „Liebe Klara!“

Erinnerst Du Dich noch der Sand- stur in unserer Kirche, die jetzt nicht mehr existiert? Sie ist mir seit meiner Kindheit un- vergeßlich. Sie hing neben dem Altar und war ein sehr seltsames, altes Stück, das aus drei Teilen be-

stand. Der größte zeigte die vollen Stunden an, ein zweites kleines Glas das halben und ein drittes, ganz kleines, die Viertelstunden. Ein Bild auf die Uhr belehrte den Prediger, wann es Zeit sei, seine Predigt zu schließen. Diese alte Uhr und der alte Brauch bestanden bis vor etwa zehn Jahren, wo die Uhr von irgendeinem Sammler von Altdürren gestohlen wurde. Sie hat sich auch nie wieder eingefunden.

Ich habe in letzter Zeit oft an diese Sanduhr denken müssen. Ich glaube, ich muß mich auch nach ihr richten. Meine Zeit auf der Bühne ist abgelaufen. Was mich noch auf ihr hält, sind nicht Begeisterung und Ideale, sondern nur die Sucht nach dem Beifall der Menge und nach dem Erfolg. Bin ich dann aber wieder dabei in meinem einsamen Zim- mer, dann fühle ich mich elend und verlassen und unzufrieden.

Für mich ist es doch nicht das Recht. Ich bin zu schwerfällig dazu. Ich kann mich nicht leichtem Herzen über manche Schranke hinwegsetzen. Ich habe mir die Hände an den Dornen der Künstlerlaufbahn blutig gerissen, und ich weiß, ich werde immer wieder über die Schranken stolpern, die für mich überall aufgerichtet sind. Und nun kommt die Frage, die mir Wehnannte schon auf dem Herzen brannte, und die ich doch mündlich nicht aussprechen konnte: Willst Du vergessen, was zwischen uns stand? Willst Du mich teilnehmen lassen an Deiner Arbeit und an Deinen Freuden? Gertrud verläßt zu Wington unser Haus. Dann ungefähr geht die Saison zu Ende, während deren ich noch hier gekunden bin. Darf ich dann heim- kommen in das warme Nest, das mir damals so eng war, über das ich spottete und schalt? Und willst Du den süßgeliebten Vogel wieder zu Dir zurückzuführen. Aber ich habe gesehen, trotzdem ich erziehe, was ich wollte, daß, wenigstens für mich das Glück nicht auf diesem Wege liegt, und deshalb komme ich.

Und nun noch einmal, Klara: nimm mich auf! Du sollst es nicht zu bereuen haben! Grüße unser Bräutchen, grüße die Geschwister von Klaraheim, und grüße das kleine, gute Fräulein Lina's Bester. Du weißt nicht, wie viel sie beigetragen hat zu meinem Ent- schluss.

In herzlicher Liebe Deine Schwester Gilke. (Fortsetzung folgt.)

Die Hufschlange.

Wenn man in Afrika, besonders aber in Südafrika den Unterhaltun- gen lauscht, die abends entweder am häuslichen Herd, besonders aber auf dem Felde oder im Busch um die Lagerfeuer geführt werden, so wird man höchst unter sehr finden. Daß von Schlangengeschichten die Rede ist. Ob es Jäger, Weidwucher, Früch- terer oder andere Reisende sind, bei der Erwähnung des Wortes „Schlange“ spitzt ein jeder sogleich die Ohren, und am wenigsten ver- leugnet sich der schaurige Reiz, den das Reptil auf Menschen ausübt, bei den Eingeborenen, die vor Schlan- gen eine geradezu abergläubische Furcht haben.

Die gefährlichsten Schlangen in Südafrika sind die absolut tödlich wirkende Puffotter und die noch ge- fährlichere Mamba, während die süd- afrikanische Cobra, auch Ringkals oder Eiseischlange genannt, weniger giftig ist. Die vollkommene Gefähr- lichkeit des Reptils läßt es nur um so unheimlicher erscheinen. Nummer hat man aber, Berichten aus Rede- sie zufolge, eine ganz neue, und zwar geräuschvolle, Schlangenart, die „Hufschlange“ (Coughing snake) entdeckt. Die Verantwortung für die Wahrhaftigkeit der Entdeckung müssen wir dem Bulawojo Chronicle überlassen, der die Briefe zweier Kor- respondenten veröffentlicht, die dem Tier an zwei weit voneinander ent- fernten Stellen begegnet sein wollen.

Die Hufschlange soll von bräun- licher Farbe, über sechs Fuß lang und ziemlich dünn sein, dabei sieht sie mit einem Fuß über den Boden erhebendem Kopf mit großer Schnel- ligkeit vorwärtsbewegen und dabei ein fauchendes oder hüpfendes Ge- räusch von sich geben. Die Reigen wagten nicht, auf das Tier zu schie- ßen, um nicht die eigenen Hunde zu treffen, die sich sofort auf das Un- tier gestürzt hatten und später tot aufgefunden wurden. Alle anderen, zuerst die Kaffern, sogar aber das Hauptkriegerhaupt und zuletzt die Weißen selbst, auf deren Bericht die ganze Begegnung beruht, führten, von panischem Schrecken ergriffen, davon. Es bleibt daher abzuwarten, ob es nicht wieder einmal, wie so oft schon bei Schlangengeschichten, Ge- schenker am hellen Tage gesehen, resp. in diesem Falle gehört worden sind.

Das kleine blaue Kleidchen. Eise von Michel Corban. Die beiden Freunde sahen plau- bernd auf der Terrasse eines Cafés. „Ja, mein Freund“, sagte Pesson, „ich glaube fast, ich werde mich doch noch entschließen, zu heiraten.“

„Eine recht löbliche Absicht!“ sagte Ducormier, der seit sechzehn Jahren verheiratet war. „Spar Dir Deine Kräfte und mache Dich nicht schlechter, als Du bist. Gestehe ein, daß wenn Du noch einmal die Wahl hättest, Du Dich wieder verheiraten würdest.“

„Am Himmelst willen!“ gab Du- cormier zurück, „dann hätte ich ja Chancen, das zweitemal noch mehr hereinzufallen, als das erstemal.“

„Ach“, meinte Pesson, der darauf brante, sich auszusprechen, „ich ziehe, glaube ich, das große Los. Es ist keine blendende Persönlichkeit, keine Herzensbezüglerin, wie man sie im Theater und in Romanen sieht, ganz einfach die Tochter eines Uhrmachers aus meiner Gegend. Uebrigens habe ich ja auch kein Recht, besonders an- spruchsvoll zu sein.“

Er erwartete einen Widerspruch, der aber nicht erfolgte, und fuhr fort: „Schließlich bin ich keine so brillante Partie. Ich habe zwar eine kleine Rente, ein kleines Gut, keine Passionen außer der Jagd, Gärtnerei und ab und zu einem harmlosen Bummel durch Paris mit alten Freunden, aber schließlich bin ich nicht mehr ganz jung, in Deinem Alter, einundvierzig Jahre.“

„Verzeihung, ich bin erst vierzig geworden“, unterbrach ihn Ducor- mier. „Während sie“ fuhr Pesson un- geachtet fort, „kaum vierundzwanzig Jahre alt ist. Gibt es ein größeres Vergnügen, als ein Kind zur Frau heranzuwachsen zu sehen, eine Jun- ger, die sich langsam entfaltet, ver- schämt, erblüht? Diese Freude hat mir das Schicksal zuteil werden las- sen. Seit den acht Jahren, die ich auf dem Lande wohne, sehe ich, oder vielmehr errote ich, wenn ich durch das Städtchen zum Bahnhof gehe, das junge Mädchen hinter den Fen- stern des väterlichen Hauses. Von ihrem sechzehnten bis vierundzwanzig- ten Jahre habe ich ihr Aufblühen beobachtet, und weißt Du, was mir am meisten gefollet hat, mich am meisten rührte, und was mich alten Junggefallen besonders getrieben hat?“

„Wohl, daß Dein Schwiegervater Deine Uhren stets so gut in Ordnung brachte.“

„Ach, rede keinen Unsinn... Das war, daß ich sie jahrelang in demsel- ben Kleide gesehen habe.“

„Von ihrem sechzehnten bis vier- undzwanzigsten Jahre, daß Jahre lang in demselben Kleid? Das glaubst Du doch selbst nicht!“

„Doch! Ein Kleidchen aus blauem Satin mit einem kleinen weißen, cha- rakteristischen Muster. Sonntags trug sie einen weißen Krug und Spigenrevers darauf, aber es war immer dasselbe Kleidchen.“

„Nun, durch große Ausgaben für Toiletten wird sie Dich ja dann je- denfalls nicht ruinieren.“

„Glaubst Du etwa“, entrißte sich Pesson, „daß ich sie dabei lassen wer- de? Nein, ich denke es mir wunder- voll, sie recht zu verwöhnen, und sie wird es doppelt anerkennen, da sie so lange Zeit jeden Luxus entbehren mußte. Bedenke, welch Wunder der Sportartikel sie sein, wie eigen, wie gut sie sich die Sachen halten muß, wie einfach sie ist.“

„Das scheint so, daß muß ich zu- geben, doch meinst Du nicht“, meinte Ducormier, „daß sie etwas zu spar- sam ist?“

„Das ist für eine Frau, besonders für eine junge Frau, kein Fehler. Zweifellos verlangt ihr Vater diese strenge Einfachheit, es ist ein erbar- ter Mann, aber er hält das Geld zu- sammen. Seine Tochter kann die Anouerei erdulden, sie braucht sie aber deswegen nicht geübt zu haben. In jedem Fall hätte sie ohne persönl- iche übergroße Bescheidenheit sich da- gegen aufgebäumt. Und das fesselt mich an ihr.“

„Du kennst sie nicht?“

„Nur vom Sehen, ich habe niemals mit ihr gesprochen, aber jetzt bin ich fast entschlossen, die verlorene Zeit nachzuholen.“

Nachdem Pesson seine Zehe be- zogen hatte, erhob er sich und verabschiedete sich von seinem Freund. Du- cormier streckte ihm die Hand hin: „Also auf Wiedersehen, Alter, und viel Glück. Ich habe nur eine Bitte an Dich, versuche mir doch ein Mu- ster dieses unverwundlichen Stoffes zu beschaffen, ich möchte meiner Frau auch ein Kleid daraus machen las- sen.“

Pesson blieb bei seinem Entschluß. Er ließ unzählige Uhren reparieren, was ihm das Vergnügen bereitete, mit seinem Job zusammenzutreffen. In der Nähe entzündete sie ihn noch mehr, als aus der Ferne, ihre sanfte mehr, als aus der Ferne, ihre sanfte Stimme gleich ihrem Gesicht, und während er über die Zerbrechlich- keit der Federn und Uhrgläser sprach, betradete er sie. Kurz und gut, die Begehrung Pessons wuchs von Tag zu Tag. Als all seine Uhren repa- riert waren, erklärte er sich. Er war ein wenig schüchtern. Das junge Mädchen schien geschmeichelt, von der Günst dieses guten liebenswürdigen Mannes ausgezeichnet zu werden.

Was den Vater anbetraf, der beson- dert in Geldangelegenheiten sehr ge- nau war, so flog er durch den Besch- seines Gutes und durch seine Renten in dessen Richtung. Sein Antrag wurde angenommen.

Zwei Monate später führte Pesson seine junge Gattin in sein Heim, und an einem der ersten Abende, an dem sie gemütlich plaudernd am Ka- min saßen, sagte er: „Weißt Du, was mich am meisten gerührt, erobert hat, in der Zeit, da ich Dich nur vom Sehen kannte?“

Sie sentte bescheiden die Lider. „Dein Kleidchen. Dein ewiges, blaues, kleines Satinkleidchen, das Du acht Jahre lang getragen hast.“

„Amüsiert hob sie die großen Augen zu ihm und antwortete in die Hände klopfend: „O, das hast Du gemerkt? Und da sagt man, daß die Männer auf Toilettenfragen nichts geben. Welch komischer Einfall von Vater, nicht? Er ist so sparsam. Denke Dir, einer unserer Nachbarn, ein Stoffhändler, hatte von Papa vor ungefähr neun Jahren eine Uhr gekauft, aber da der arme Mann in ewiger Geldberle- genheit war durch schlechte Geschäft- jahre, konnte er die Uhr nicht bezah- len. Darum gab er uns einen hal- len blauen Satin in Zahlung. Papa willigte ein. „Immer noch besser ein ganzer halber Satin, als gar nichts!“

Nun mußte ich mir alle Kleider aus diesem unerhöflichen Stück Ware schneiden lassen. Ich hatte unzäh- lige davon. Und es dauerte wahr- haftig acht Jahre, bis der halbe Stoff aufgebraucht war.“

Pesson machte das dümmste Gesicht seines Lebens. Weit riß er Augen und Mund auf, als er die Geschichte des „ewigen“ blauen Kleidchens ver- nahm. Und er kam sich plötzlich un- glücklich bumm und albern und gepöpt vor. Er hatte dieses junge Mädchen geheiratet, weil er glaubte, daß sie immer dasselbe Kleid getragen habe, also ganz ungewöhnlich sparsam ge- wesen sei. Und nun waren es un- zählige Kleider gewesen, die sie in der Zeit verbraucht hatte! — O, er war reingefallen, ganz böse reinge- fallen.

An diesem merkwürdigen Abend sprach er kein Wort, und drei Tage lang war er verstümmt und kam aus dem Gefühl des Betrogens nicht heraus. Allmählich erst gewöhnte er sich, seine hübsche nette Frau ohne den Glorienschein, der von dem „ewigen“ Kleide her um ihr Haupt ge- brocht hatte, zu sehen. Und es soll nicht verächtlich bleiben, daß er mit seiner kleinen Frau trotzdem sehr glücklich lebt. ...

Wann soll man heiraten? Jung gefreit — es wird behauptet, es habe noch keinen gereut. — Und gewiß ist es für starke und zielbe- wußte Leute das Beste, was sie tun können, früh eine Ehe schließen, damit sie ihre Kinder erziehen können in der Kraft der Mannesjahre, und Freude an ihnen erleben oder Leid ertragen und abzumenden versuchen. Es gibt im Volksmund eine Bezeichnung: Abendkinder. Abendkinder sind die Erziehungskinder geborener Väter, die zu ihrer Heirat schritten, als sie sich nach Pflege sehnten. Sie neh- men eine Frau, wie man irgendeinen anderen Gegenstand nimmt, um sich Ruhe und Neuvermlichkeit und Behag- lichkeit zu verschaffen. Diese alten Menschen, die am Abend ihres Lebens freien, haben Abendkinder. Und diese Abendkinder lernen nicht Vater und Mutter kennen, die in frühlicher Liebe zusammen durchs Leben gehen, son- dern in den besten Fall ein auf Hoch- achtung begründetes Leben leben und eine Gemeinschaft haben, die einem früh gleich, der kräftig steht, weil er seiner Mündung nach ab ist.

Sind diese Kinder auch nicht immer schönwichtig von Körper, so sind sie naturgemäß früh klug und leben in ihrer Umgebung ein Willen statt eines frohen Aufblühens. Es ist ein gefährliches Ding, trotzdem jemand anzugart, er solle früh heiraten — eine Familie gründen. Es sei noch- mals betont: Nur die starken und Mutigen und Stoffungstrogen Köpfe sind durchgehend. Denn es ist kein Kinderpiel, sondern ein Stück Le- bensarbeit, das den ganzen Menschen fordert.

Wer früh heiratet, muß entsagen können — nicht den wahren Freunden, aber den bunten und lustigen, die uns gerade in der Gegenwart so sehr den Sinn verneinen. Pflichten, Opfer, eigener Wille — Entsaugung — alle die altmodischen Dinge, die im Wert gesunken sind, die frühe als Bringer eines Dauerglücks gepriesen wurden, müssen wieder in ihr Recht treten. Es wird trübsalig zu behaupten, daß unsere Lebensbedingungen noch ebenso leicht und bequem wären wie ehemals. — Wir kämpfen gegen Raumangel, ge- gen Armut und unsinnig in die Höhe geschraubte sogenannte Kultur- bedürfnisse, und vor allen Dingen tragen wir schwer an einer Weltan- schauung, die abhold ist aller Hoff- nung und Zuversicht, die nicht mehr mit einem gültigen Center der Men- schengeschichte rednet. Also wann soll man heiraten? Wenn man seines Le- bens Ergänzung fand. Ein Mäd- chen, das ebenso mutig wie wir selbst dem Leben in die Augen sieht. Es braucht nicht reich zu sein — es muß



Ein Konzertkostüm, einfach und doch sehr effektiv. — Die Dame, die öffent- lich in Gelang oder Deklamation auftritt, sollte niemals ein überreich verzier- tes Kleid tragen. Klattische Linien, elegante Einfachheit und die richtigen Farben sind das einzig Richtige. Dieses prächtige Kostüm war für eine junge Sän- gerin bestimmt und die Idee stammt von einer amerikanischen Kleidermache- rin, die sich ihre Inspirationen in Paris holte. Der Schlepp ist aus dem bläulich- blauen Satin gemacht. Darüber fällt eine kurze Tunica aus Nobe geblümt- rosamem Vrotat und über dem ganzen kommt ein Coat aus Silber-Net.

die Kraft der Liebe besitzen, die glau- ben und überwinden kann. Es gibt viel tüchtige Mädchen in der Welt. Sie sind sorgfältig vorge- bildet für allerlei Berufe. Sie haben ein wenig verstanden, daß der Mutter- beruf der beste für eine Frau ist; sie kommen sich auch mit ihrer Hochbil- dung manchmal etwas wichtiger vor, als nötig ist — aber schließlich gibt es viel mehr tüchtige Ehefrauen, als es leichtsinnige gibt — und wenn auch eine Menge Ehen in die Brüche gehen — es gibt immer noch mehr Ehen, die gut geführt werden.

Wer nun daran geht, eine Ehe zu schließen, soll nicht meinen, er werde durch einen Rosenkranz wandeln! Er wird neue Wanderungen antreten, die durch Höhen und Niederungen führen. Er wird Sturm und Sonnenschein nicht immer gleich verteilt finden — das Leben in der Ehe ist ein Kampf zweier Menschen, der nur erfolgreich ist, wenn diese beiden kämpfend zum Frieden untereinander gelangen: Eintracht ist die stärkste Waffe.

Die chinesische Küche.

Was in Europa der Franzose, ist in Asien der Chinese, der raffinierte Feinschmecker. Kein Volk, das so viel Zeit und Geld auf die Kocherei verwendet wie der Chinese. Der Ge- treide für die edle Kunst des Löffels streift schon an Religion, ist doch et- ner der Hauptgötter auf dem über- reichen Olymp des himmlischen Rei- ches der „Küchengötter“, dessen Bild noch in seiner Familie steht. Die Preise, die der Chinese für ein Diner zahlt, sind uns einfach unverständ- lich, wie es auch die Lebensart ist, mit der sich sogar der einfache Kuli an den Pflanzungen seinen kulina- rischen Versuchen hingibt.

Der beste Beweis für die Güte und den Wohlgeschmack der chinesi- schen Küche ist es sichtlich, daß ganz Amerika überschrummt ist mit sogenannten „Chop sueys“, chine- sischen Speise-Volanten, die ihren Namen von dem hauptsächlich dort vertriebenen Gericht Chop suey, „Ei- ßes Fleisch“ erhalten, einem Ragout aus jungen Bohnenprossen, Sellerie, Zwiebeln, kleinen Stücken Schweine- fleisch, gewürzt mit Ketschap, der be- kannten, Soja ähnlichen braunen Soße, und etwas Zucker.

Das Küchenrepertoire des chinesi- schen Reiches ist unendlich viel reich- haltiger als das unserer sogenannten „Chefs“, die meist nur über et- ren reichen Schatz verborbener fran- zösischer Broden verfügen, in deren Schmut unter einem neuen schönen Namen derselbe alte Braten wieder erscheint. Daß der Geschmack der chinesischen Speisen so sehr wechsell- legt, daran, daß der chinesische Koch eine viel größere Anzahl von Gewür- zen und Kräutern verwendet, als uns bekannt sind. Außerdem hat er Ket- schap, die Allerweltspeise, zur Verfü- gung und die verschiedenen Arten Camtschu, braunen und weißen, her- und süßen Reisbrannwein, die vielen Speisen einen sehr angenehmen Geschmack geben. In Bezug auf das

Verhältnis zwischen Fleisch und Pflanzentoffen ähnelt die chinesische Küche sehr unserer deutschen Haus- mannschaft, sie verwendet tierische und pflanzliche Stoffe in ungefähr glei- cher Menge und hält sich von der Lieberfülle an Fleisch, wie sie die eng- lische Küche liebt, ebenso fern wie von dem fast grundrührigen Mangel an Fleisch in der japanischen Küche.

Aus diesem Grunde kann sich der Ausländer leicht an chinesische Stoff gewöhnen und sich dabei wohl füh- len, was bei der japanischen ganz un- möglich ist. Das Vorurteil, das die Touristen abhört, mit der chinesi- schen Kost einen Versuch zu machen, sind die Erzählungen mancher Reises- chreiftsteller über die unglücklichsten Sachen, die in China gegessen werden — Haihäufchen, Vogelneiter, Tre- pang, walsenförmige Seewürmer und zahllose andere Dinge. Alles das wird in China gegessen, aber warum auch nicht? Es ist doch nur eine Delikatess für blasierte Gourmets, denen normales Essen nicht mehr mündet. Der Mann des Volkes wird des enormen Preises wegen mit diesen Dingen niemals in Berührung kommen, die mit der normalen Spei- sekarte ebensowenig zu tun haben, wie etwa „Schneepfend“, Fasan mit „haut gout“ und ähnliche Dinge in Europa. Ratten werden gegessen — so hoch auch die Ratten als Nageleier verwendet wie der Chinese. Der Ge- treide gegen dessen Fleisch ja auch Vorurteile bestehen. Auch Ratten sind übrigens nichts weniger als ein normaler Bestandteil der Speisekarte, wohl aber alte Eier — Soleier —; künftige Eier dürfen auch nur Ge- samadspizialisten vorgesetzt werden.

Dann die ehbaren Käser, die nota- bene auch sehr teuer sind. Nun, auch dazu haben wir Gegenstände Streife, Schmecken, Muscheln, Austern sind, was uns allerdings nicht mehr auffällt, nichts weniger als einladen- de Tiere, und das nun plus ultra ist doch ein Nord voll Granaten oder eine Schüssel frutti di mare in Ne- apel. Die hauptsächlichsten Gerichte à la mode de Chine sind Ragouts, Suppen mit Gemüse und Fleisch gemischt, und Eierstücken, alles an Stelle von Brot mit Reis als Zus- tzeile gegeben.

Jedenfalls ist sicher, daß man sich in der Pflege des chinesischen Küchen- gottes nicht schlechter befindet und keine Lust hat, abzumagen. Je- dem, der Gelegenheit hat, das Reich dieser mächtigen Gottheit zu betre- ten, sei daher nur geraten, einmal eine Probe darauf zu machen, ob un- sere altbewährten Vorurteile stich- haltig sind oder nicht.

— Miderlegt. Ich glaube, Sie haben in Ihrem Leben auch nicht viel Gutes getan.“

„Da sind Sie im Irrtum, ich habe im Leben sehr oft des „Guten“ viel Gutes getan.“

— Zu pietätvoll. A. (zu B.): „Nanu, warum trinken Sie denn jetzt immer bloß dunkles Rum- bacher?“

B.: „Meine Schwiegermutter ist gestorben.“

— Miderlegt. Ich glaube, Sie haben in Ihrem Leben auch nicht viel Gutes getan.“